

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 8

Artikel: Reisebericht
Autor: Mann, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REISEBERICHT

VON THOMAS MANN

Die Deutschland-Reise von Thomas Mann hat zu lebhaften Kontroversen und von der Parteien Gunst und Haß verwirrten Interpretationen Anlaß gegeben. Thomas Mann hat nun vor kurzem in der «New York Sunday Times» einen Reisebericht veröffentlicht, dessen deutsche Originalfassung der Neuen Schweizer Rundschau von einem Schweizer Freunde des Dichters in zuvorkommender Weise zur Veröffentlichung übergeben worden ist. Wir freuen uns, unseren Lesern dieses überaus nuancierte Dokument darbieten zu können als die authentische Grundlage für jede weitere Urteilsbildung.

Gern erzähle ich Ihnen etwas von meiner Fahrt nach Deutschland, diesem Lande, das uns so viele Jahre lang ein Alpdruck war, von dessen Flagge wir, wenn wir ihr im Ausland begegneten, mit Grauen den Blick wandten, und wohin verschleppt zu werden, den sicheren Tod, einen höchst elenden, bedeutet hätte. Dergleichen vergißt sich nicht von heute auf morgen, es ist nicht so leicht aus dem Blut zu bringen, und es mag die Scheu erklären, aus der ich vier Jahre vergehen ließ, bevor ich mich zu dem Wiedersehen mit dem besiegt, befreiten Lande entschloß. Das Goethe-Jahr bot zwingenden Anlaß dazu. Unmöglich konnte ich in England, in Schweden und in der Schweiz mein Scherlein beitragen zur festlichen Ehrung dieses weltgewinnenden Glücksfalls deutscher Größe und auch dabei Deutschland meiden. Es wäre ein unheilbarer Affront, eine Kundgebung der Unversöhnlichkeit und überdauernder Feindschaft gewesen, die weder im Einklang mit meinem Herzen noch mit meiner Vernunft gestanden hätte. Auch zieht unsreinen das Abenteuer ja an, und zum Abenteuer des Gemütes hatte das wilde Geschehen von anderthalb Jahrzehnten diesen Besuch geprägt. Ich machte ihn zum krönenden Ende meines an bunten Erlebnissen und mitteneinfallenden schmerzlichsten Erschütterungen ohnehin reichen europäischen Aufenthalts.

Allen Einladungen zu folgen, eine Rundreise durch das ehemalige Reich zu vollführen, die bis hinauf zu meiner Vaterstadt an der Ostsee hätte reichen müssen, war eine physische Unmöglichkeit. Ich hatte mich, von einigen kurzen Zwischenstationen abgesehen, auf die beiden Goethe-Städte, Frankfurt und Weimar, und auf die Stadt zu beschränken, in der ich 40 Jahre meines Lebens verbracht habe, München. Welches waren meine Eindrücke? — die moralischen, meine ich, denn

von den visuellen, dem jammervollen Anblick der zertrümmerten Städte, auf den ich vorbereitet war, will ich schweigen. Persönlich kann ich meine Erfahrungen dahin zusammenfassen, daß ich heute in Deutschland — ich spreche vorläufig von Westdeutschland — ungefähr leben würde, wie um 1930: freundlich angesehen von einer gebildet-einsichtigen Minorität, deren Zahl sich durch die politischen Erfahrungen vielleicht etwas vergrößert hat, gehaßt und als undeutsch, anti-deutsch, als Vaterlandsverräter beschimpft von breiten, verstockten, zu einem dreisten Nationalismus längst zurückgekehrten Massen, bei denen die Parole gilt: «Unter Hitler war es doch besser!», und die, triumphierend, die Demokratie für widerlegt erklären, durch die Erfahrungen, die sie mit ihr gemacht haben wollen. Ihr, das heißt den Okkupationsmächten und allen, die mit ihnen «kollaborieren», legen sie ihren und des Landes elenden Zustand zur Last, und unserer «re-education» ist gleich das Fundamentalste mißlungen: diesen Menschen klar zu machen und einzuprägen, daß ihr Uebelbefinden nur die Folge eines von Verbrechern der Welt aufgedrängten, verlorenen und, als er längst verloren war, bis zum äußersten Ruin fortgeführten Krieges, eines nationalen Bankrotts ohnegleichen ist. Sie vertrotzen sich gegen diese Tatsache; von den Schandtaten des Nazi-Regimes wollen sie nichts hören und wissen, sie erklären sie für propagandistische Lügen und Uebertreibungen, legen ostentative Gleichgültigkeit an den Tag gegen Prozesse, die diese Greuel zum Gegenstande haben, und zeigen sich ebenso gleichgültig gegen die Zerrüttungen, die Hitlers Krieg in anderen Ländern angerichtet. Wenn man ihnen sagt: «Aber den Engländern geht es ja schlechter als euch», so antworten sie: «Mag sein, etwas.» Offenbar müßte es den Siegern *viel* schlechter gehen. Der deutsche Anspruch auf bevorzugendes Mitleid, besondere Rücksichtnahme und Fürsorge ist von unerschütterlicher Arroganz, und eine vertrackte Welt-Konstellation macht ihn sehr weitgehend erfolgreich.

Es kann ja kein Zweifel sein, daß diese unglückselige Konstellation, die Spannung zwischen den beiden aus dem Kriege hervorgegangenen Großmächten, daß diese Spannung, die alles verdirbt, jede Besserung hintanhält, den schlechten Elementen in Deutschland zugute kommt, die guten schädigt und in einen defensiven Nachteil setzt, der schon wieder dem der dreißiger Jahre gleichkommt. In München, bei dem Empfang, den die Akademie der Künste veranstaltete, und bei dem ich in so manches vertraute, um anderthalb Jahrzehnte gealterte Gesicht blickte, sprachen wir mit dem Mitglied einer sehr bekannten Familie, einem Mann, dessen demokratische Gesinnung von jeher bekannt war, dessen Schwester aber zu Hitler und den Seinen nahe Beziehungen unterhielt. Wir fragten nach ihr, und er sagte: «Ich sehe sie nicht.» Ob sie Unannehmlichkeiten habe, fragten wir. «Unannehmlichkeiten?»

antwortete er. «Der geht es vorzüglich. Die Unannehmlichkeiten haben *wir*.»

So steht es, und solche Gespräche nebst einer unendlichen Menge von Briefen, unglaublich gemeinen und rührend herzlichen, nehmen der Frage, wie ich denn wissen kann, wie es in Deutschland steht, einen Teil ihrer Berechtigung. Ich sage: einen Teil; denn ich muß gestehen, daß ich ein wenig in fürstlichem Stil gereist bin, geschützt, bevorzugt und überwacht, und daß ich Dinge und Menschen durch einen Schleier umringender Freunde und scharf aufpassender Kriminalpolizei gesehen habe, welche uns beizugeben die einladenden Stadtväter in ihrem Verantwortungsbewußtsein für ratsam gehalten hatten. Diese Häupter, die Oberbürgermeister Kolb von Frankfurt, Klett von Stuttgart, Wimmer von München, Ziebill von Nürnberg usw. sind vorzügliche Männer und ehrliche Patrioten, von denen mancher lange Jahre im Konzentrationslager verbracht hat, und die sich nun, unter tausend Schwierigkeiten, aufopfern im Dienst ihrer Gemeinden, ihres Landes und seines moralischen und physischen Wiederaufbaus. Die bekannten positiven Eigenschaften des deutschen Volkes, Fleiß, Tüchtigkeit, zäher Lebenswille, kommen ihnen dabei zu Hilfe, und mit Stolz zeigten mir meine Führer die Fortschritte der Trümmerverwertungsarbeit, die oft mitten in den Ruinen vor sich geht und aus dem staubigen Gerümpel Millionen sauberer neuer Bausteine schafft. An dem Stuttgarter Polytechnikum, das großenteils zerstört ist, darf kein junger Mann studieren, der sich nicht verpflichtet, einige Wochen lang bei der Wiederherstellung mit Hand anzulegen.

Selbstverständlich sind die wirtschaftlichen Verhältnisse in Westdeutschland weit besser als im Osten und haben seit der Währungsreform entschiedene Fortschritte gemacht. Man kann alles kaufen und bekommt vorzüglich zu essen — wenn man ein Einkommen hat, es zu bezahlen. Ist dieses nur klein, so bleibt das Leben hart; die Pensionen der erwerbsunfähigen Veteranen schützen sie nicht vor Not, und namentlich die Lage alter Leute, deren Ersparnisse durch die Abwertung zu nichts geschwunden sind, ist beklagenswert. Der Anblick aber der Speisekarte Münchener Restaurants auch nur mittleren Ranges muß einem Engländer sonderbare Gefühle erwecken.

Mit Freude denke ich an die musikalisch geschmückte Feier in der Frankfurter Paulskirche zurück, bei der ich mich für die Zuerteilung des Goethe-Preises mit einem aus persönlichen Bekenntnissen und Huldigungen für den großen Dichter gemischten Vortrag bedankte. Trotz rüden Drohungen, die vorangegangen waren, gab es nicht den leisesten Mißton; die Herzlichkeit der Stimmung war vollkommen, und mag auch das den Neubau füllende Publikum mehr oder weniger ausgewählt gewesen sein, so waren bestimmt die Menschen es nicht, die

draußen bei der Abfahrt zu hunderten Spalier bildeten, und deren Zu-
rufe «Auf Wiedersehen!» und sogar «Dableiben!» lauteten. Es war in
den anderen Städten nicht anders; und da, wunderlicherweise, meine
Existenz und das Verhalten zu ihr in Deutschland eine gewisse sym-
bolische Bedeutung angenommen hat und es bei ihrer viel zu häufigen
Erörterung kaum noch um Literaturkritik, sondern um den Streit zwi-
schen zwei Ideen von Deutschland, um die Auseinandersetzung über
den Weg geht, der in seine Zukunft führt, so kann man diese Kund-
gebungen, die niemand zu stören wagte, über alles Persönliche hinaus
als ein ermutigendes Symptom betrachten.

In der Paulskirche schon hatte ich, unter Beifall, erklärt, daß mein
Besuch dem alten Vaterlande als Ganzem gelte, daß es für mich keine
Zonen gebe und hatte die Frage gestellt, wer denn die Einheit Deutsch-
lands gewährleisten und repräsentieren solle, wenn nicht ein unab-
hängiger Schriftsteller, dessen wahre Heimat die freie, von Besatzungs-
zonen unberührte deutsche Sprache sei. Dies war der Gesichtspunkt,
unter dem ich — natürlich in vollem Einvernehmen mit der ameri-
kanischen Behörde — die Fahrt nach Weimar unternahm, um meinen
Dank abzustatten für die Verleihung des Ehrenbürgerbriefes der Stadt
und des Goethe-Preises der Ost-Zone. Durfte ich nicht einige optimistischen
Gebrauch von der Tatsache machen, daß einmal, in kultu-
reller Sphäre, abseits und oberhalb von allen ideologischen, politischen,
ökonomischen Gegensätzen, eine Uebereinstimmung sich ergeben hatte
und beide Preise demselben Schriftsteller — gleichviel welchem — zu-
gesprochen worden waren? Ich tat es bei der Feier in dem geschmackvoll
erneuerten Nationaltheater, einer Veranstaltung, deren Regie von
größter Würde war, und bei der mir die beiden von einem Künstler
der Buchbinderei prachtvoll ausgestatteten Dokumente überreicht wur-
den. Vertreter der Regierung, der Stadt und der russischen Okkupa-
tionsmacht wohnten ihr bei. Wie bei allen offiziellen Gelegenheiten
trug ich die kleine Kokarde der American Academy of Arts and
Sciences im Knopfloch, und ich sprach als Amerikaner, als ich in meiner
Ansprache erklärte, daß in jeder sozialen Revolution die teuer be-
zahlten Errungenschaften der Menschheit, Freiheit, Recht und die
Würde des Einzelwesens heilig bewahrt und in die Zukunft überführt
werden müßten. An dieser Stelle meiner Rede brachen die 2000 Per-
sonen, welche die Halle füllten, in Beifall aus. Der russische Stadt-
kommandant, ehemaliger Metallarbeiter, ein Bär in weißer Bluse,
neigte sein Ohr zu dem deutschkundigen Adlatus zu seiner Rechten, um
sich das Gesagte übersetzen zu lassen.

Wir hatten ein Frühstück in kleinstem Kreise mit General Tuzanow,
der nebst Frau und Tochter von Berlin herübergekommen war. Der
mächtigste Mann nächst dem Marschall Zukow, ist er als Bauernjunge

geboren und hat sich von einer militärischen Karriere ursprünglich nichts träumen lassen. Der Bürgerkrieg machte ihn zum Soldaten, und dank seiner Intelligenz, die seinem leicht mongolisch geprägten Gesicht mit den hellen, etwas schiefen, freundlichen Augen wohl anzusehen ist, stieg er rasch empor. Als «Chef der Informationsabteilung der SMA» führt der Generalmajor auch den Professortitel. Er spricht vorzüglich Deutsch. Die große russische Romankunst des 19. Jahrhunderts, der ich so viel von meiner literarischen Erziehung verdanke, gab einen guten Gesprächsgegenstand ab. Politisch äußerte der General sich befriedigt über den schon recht ebenen Gang der Dinge in seinem Bereich: Nicht viel Einmischung der Besatzungsbehörden sei mehr nötig, die Volksdemokratie sei eingebüßt, man könne die Deutschen schon selbständig gewähren lassen. Daß dieses glatte Arbeiten der Maschine in erster Linie dem schwarz uniformierten Polizeiheer zu danken ist, das die Russen aufgestellt haben, und von dem ein kleines Detachement unser mit Lebensmitteln üppig versorgtes Hotel «Augusta» in jedem Stockwerk besetzt hielt, blieb unerwähnt, — wie denn überhaupt in dem Gespräch so manches höflich ausgespart wurde.

Das politische Regime in Thüringen ist nicht ganz ein Ein-Partei-System. Es gibt einen oder den anderen Liberalen in der Regierung, ihrer mehrere in den Stadtverwaltungen, aber natürlich haben sie gegen die herrschende Hauptrichtung keinen leichten Stand. Die einleitende Rede bei der Feier im Nationaltheater hielt der Vorstand des Stadtrates, ein Theolog, Kirchenrat seinem Titel nach, der die Gelegenheit wahrnahm zu manchem christlich freien Wort. Ich habe den Oberbürgermeister von Weimar, Buchterkirchen, sehr schätzen gelernt — einen Mann, der seine unabsehbare Loyalität gegen den neuen Staat mit der Anhänglichkeit an — lassen Sie mich sagen: konservativere Ideale zu vereinigen weiß.

Ein Problem war für mich die beste Verwendung der 20 000 Ostmark, die den materiellen Wert des Weimarer Goethe-Preises darstellen. Ich habe sie dem Wiederaufbau der Herder-Kirche zugewendet — ein Entschluß, der vielleicht nicht ganz nach dem Sinn der Kommunisten war. Es hätte aber wenig Sinn gehabt, wie in Frankfurt, eine Stiftung für bedürftige Schriftsteller aus dem Gelde zu machen, denn für geistige Arbeiter, wenn sie nicht geradezu stören, sorgt in der Ostzone der Staat, und die Prominenten unter ihnen werden gehegt und gepflegt. Der russische Kommunismus weiß die Macht des Geistes wohl zu schätzen, und wenn er ihn reglementiert und in den Schranken des Dogmas hält, so muß man eben darin einen Beweis dieser Schätzung sehen. Ohne sie würde er sich weniger um ihn kümmern.

Der kommunistische Ministerpräsident von Thüringen, Eggebrecht, der unter Hitler Schlimmstes gelitten hat und nun sein Amt mit der

Ueberzeugungstreue versieht, der man, von Mensch zu Mensch, so schwer seine Achtung versagen kann, widmete seine Zeit vom ersten bis zum letzten Augenblick gänzlich unserem Besuch. Das Regime mochte diesen, so betont unpolitisch er war, als ideelle Unterstützung werten, aber meine Besorgnis, daß die nicht konformistischen Teile der Bevölkerung — und sie sind beträchtlich — mir mein Kommen verübeln würden, erwies sich als unberechtigt. Gerade sie zeigten sich dankbar, denn in ihrer Isolierung vom übrigen Deutschland fühlen sie wohl, daß die Gefahr eines gänzlichen Sich aus einander Lebens der beiden Hälften, der völligen Entfremdung zwischen ihnen täglich wächst und sind froh, wenn man sie nicht vergißt, auch noch Deutsche in ihnen sieht und sie nicht wie Pestkranke meidet.

Haben die demokratischen Regierungen Westdeutschlands einen schweren Stand gegen den reaktionären Nationalismus und das wieder erwachte Nazitum, so ist es im Osten das bürgerliche Verlangen nach Freiheit und demokratischer Rechtssicherheit und die Unzufriedenheit mit den schlechten ökonomischen Verhältnissen, was der Popularität des Regimes entgegenwirkt. Alle Kritik ist natürlich ins Private und Mündliche gebannt. Die Presse ist streng gezügelt, und journalistische Frechheiten gegen die Okkupation, wie sie im Westen geduldet werden, sind im Osten undenkbar. Mein Besuch wurde in den Blättern mit vorschriftsmäßiger Sympathie und Festlichkeit behandelt. Es gab auch keine Schmähbriefe, wie mehrfach im Westen; nur eine Flut von Grüßungs- und Glückwunschtelegrammen von Gewerkschaften, Jugendbünden, politischen und kulturellen Organisationen. Habe ich dies Fehlen jeder feindseligen Aeußerung nur der Drohung Buchenwalds zu danken — oder einer Volkserziehung, die eingreifender als im Westen, Sorge trägt für den Respekt vor einer geistigen Existenz wie der meinen? Mein Abscheu vor dem faschistischen Laster, das heute so viel Nachsicht, um nicht zu sagen: Begünstigung findet, hat nie vermocht, mich zum Kommunisten zu machen, und man weiß das. Ich bin fremd dem totalitären Staat, seiner Jakobiner-Tugend, seinen Geheimpolizei-Methoden, seinem humorlosen Optimismus, seiner Verpönung bourgeois Verfeinerung und all dessen, was er dekadent, volksfremd und formalistisch nennt. Aber man weiß auch, daß ich mehr Nicht-Kommunist als Antikommunist bin; daß ich es verschmähe, gegen ein sich versuchendes Neues Ideale auszuspielen, die so vielfach schon zu heuchlerischen Vorwänden des Interesses geworden sind; und die Tatsache einfach, daß ich mich weigere, an der grassierenden Hysterie der Kommunistenverfolgungen teilzunehmen und dem Frieden zugunsten rede in einer Welt, deren Zukunft ohne kommunistische Züge längst nicht mehr vorzustellen ist, genügt offenbar, mir bei den Gläubigen jener Sozialreligion ein gewisses Vertrauen einzutragen.

Ich habe unter den kommunistischen Offiziellen der russischen Zone manche Figur gefunden, der angestrengt guter Wille und reiner Idealismus an der Stirn zu lesen waren. Es wäre schwer gewesen, sich dem Eindruck der Rede zu entziehen, die Dr. Wandel, Präsident der «Deutschen Verwaltung für Volksbildung» in Berlin, bei dem Bankett von ca. hundert Personen am Vorabend unserer Abreise hielt, an welchem wieder die russischen Militärs, Schriftsteller wie Johannes R. Becher und Arnold Zweig, der Musiker Hans Eisler, der Präsident der Akademie der Wissenschaften, Professor Stroux und sonst allerlei Vertreter des geistigen Lebens und der Universitäten, wie der geistvolle Leipziger Literarhistoriker Hans Meyer teilnahmen. Wandel, ein ernst und leidend ausschender Mann, der täglich achtzehn Stunden arbeitet, erklärte in seiner an mich gerichteten Ansprache, er wolle ausnahmsweise einmal nicht von mir reden, sondern mir berichten, was in der Ostzone während der letzten Jahre unternommen, geschaffen und aufgebaut worden sei. Er sprach von der Bodenreform, der «demokratischen Umerziehung», der Ueberführung von Produktionsmitteln in Volkseigentum, über Beschlüsse zur Förderung des geistigen Lebens, die auf eine innigere Verbindung zwischen dem Volk und den Kulturschaffenden zielten. Er sprach von der anständigen Armut, in welcher man hier, ohne geborgtes Geld, mühselig, aber ohne Neid auf Reichere, seine nach bestem Wissen aufbauende Arbeit tue. — Hörte man da nur den Fuchs, dem die Trauben zu hoch hängen, und der sie darum sauer nennt? Nein, für jeden Europäer schwang und klang etwas mit von der Ehre des alten Kontinents; die Sehnsucht war angesprochen nach einem Europa, das nicht gekauft, nicht die femme souteneue des Mannes mit dem großen Geldsack mehr wäre, sondern seine Würde wiederfände, indem es nach eigenem Sinn, eigenen Gesetzen und Notwendigkeiten seinen Weg verfolgte... Wer lobte den Terror! Aber sind nicht auch die Bedingungen des Geldgebers nur eine «humanere» Form davon?

In der Flucht der Erscheinungen hat sich mir eine andere gewinnende Gestalt noch eingeprägt: es war Frau Dr. Thorhorst, früher Lehrerin am Karl Marx-Gymnasium in Berlin, jetzt als Minister eingesetzt über das gesamte Erziehungswesen in Thüringen. Sie war es, die mich gleich bei unserer Ankunft in Weimar mit einer der zahlreichen Ansprachen begrüßte, bei denen man ein Mikrophon neben den Redner hielt. An ihrer Seite, immer unter großem Zulauf der Bevölkerung und organisiert jubilierender Jugend, besuchte ich die Goethe-Stätten, die ich so gern vor 12 Jahren revidiert hätte, als ich «Lotte in Weimar» zu schreiben begann. Die Beschädigungen des Hauses am Frauenplan sind mit größter Sorgfalt wiederhergestellt; Goethes Garten ist mit genau den gleichen Baum-, Strauch- und Blumenarten bepflanzt, auf denen sein eigenes Auge ruhte. — Die Stadt war beflaggt; aber man sah

keine rote Fahne. Die Farben der deutschen Republik, Schwarz-Rot-Gold, beherrschten das Bild. — Was meine sympathische Begleiterin betrifft, so habe ich sie nicht lächeln sehen. Es liegt ein asketischer Ernst auf diesen Gesichtern, strenge Ruhe, Entschlossenheit und eine der Verbesserung des Irdischen zugewandte Frömmigkeit. Man darf nicht zögern, darauf hinzuweisen, daß diese Verbesserung oft nur eine auf den Kopf gestellte Ungerechtigkeit ist. Professoren von Leipzig und Berlin hatten uns mit Begeisterung von dem glühenden Leneifer des neuen Studententyps gesprochen, der jetzt die Universitäten der Ostzone bevölkert, — lauter Söhne von Bauern und Arbeitern, die sich zum Studium drängen und nach einer Begabungsprüfung durch einen raschen Kursus für den Besuch der Hochschule vorbereitet werden. Aber hat es Vernunft, daß dabei die Jugend jenes Bürgertums, das schließlich die Wissenschaften geschaffen hat, nun gänzlich zurückstehen muß? Wir hatten von Fällen gehört, in denen das abgelegte Abiturientenexamen sich geradezu als Hindernis für die Zulassung zur Universität erwiesen hatte, und befragten die Ministerin nach dieser sonderbaren Diskriminierung. Sie versicherte begütigend, das werde sich ausgleichen, sich bessern, sobald man mehr Platz, mehr Anstalten, mehr geeignete Lehrkräfte habe. Alles sei im Werden, im Uebergang; es gelte vorerst einmal den Abbau des Klassenstaates. Unser befremdetes Gerechtigkeitsgefühl hatte sich dabei zu beruhigen.

Gewisse Gegner meiner Weimar-Fahrt hatten mich in Frankfurter Blättern mit einer Ironie, deren Bewunderung ich ihnen selbst überlasse, aufgefordert, doch ja das Lager Buchenwald zu besichtigen. So gut ich konnte, und unter der Hand, habe ich mich über die Zustände dort informieren lassen. Ich hörte, die Belegschaft bestehe zu einem Drittel aus schlechthin asozialen Elementen und verwilderten Landfahrern, zum zweiten Drittel aus Uebeltätern der Nazi-Zeit und nur zum dritten aus Personen, die sich manifester Quertreibereien gegen den neuen Staat schuldig gemacht und notwendig hätten isoliert werden müssen. Folter, Prügel, Vergasung, die sadistische Erniedrigung des Menschen, wie in den Nazi-Lagern, gebe es dort nicht. Aber die Sterbeziffer sei hoch infolge von Unterernährung und Tuberkulose. Wo man überhaupt nicht viel zu essen habe, seien diese Ausgeschiedenen eben die letzten, die etwas bekämen. — Das Bild ist traurig genug. Wir wollen hoffen, daß es nicht auch noch zu schön gefärbt ist.

Im Uebrigen ist es schwer, von dem Volksfest, zu dem Regierung und Stadt unseres Besuch gestaltet hatten, ein zulängliches Bild zu geben. Für einen Schriftsteller, eigentlich einen Mann der Stille und des zarteren Gedankens also, ist es durchaus nicht leicht, das rechte Gesicht zu machen, wenn er plötzlich in der Rolle des Nationalhelden und

Volksführers eine stationenreiche Triumphstraße trommelnder und jauchzender Popularität zurückzulegen hat. Alles, was man an gutem Humor, bescheidwissender Menschenfreundlichkeit und Skepsis sein eigen nennt, will da aufgeboten sein, um glücklich und mit Anstand durch- und davonzukommen.

Wir hatten bei unserer Ankunft das Tollste vermieden, indem wir in unseres Schweizer Freundes schönem Buick-Wagen, der überall ein Gegenstand neugierigen Staunens war, die Zonengrenze nicht an dem offiziell vorgesehenen Punkt, dem Orte Wartha, sondern, um die Fahrt zu kürzen, weiter nördlich, in der Nähe von Hof überschritten und nicht über Eisenach, sondern über Plauen unseren Weg nach Weimar verfolgt hatten. Der Zufall wollte, daß wir in Plauen eine Straße passierten, deren Schild meinen Namen trug. «Gestellt natürlich! Potemkin!» riefen die voranfahrenden Führer, die uns von Bayreuth abgeholt hatten, uns aufgeräumt zu. Aber mit der Straße wenigstens hatte es seine schlichte Richtigkeit. Sie heißt immer so, seit 1945, auch wenn ich nicht zu Besuch komme; und es gibt mehr Straßen dieses Namens in der Ostzone. — Mit den uns entgegengefahrenen und recht grausam umgetriebenen Offizieren trafen wir erst kurz vor Weimar, bei einem Gasthaus am Wege, zusammen und legten mit ihnen den Rest der Fahrt zurück. Die zu unserem Empfang in festlicher Bereitschaft harrenden Ortschaften aber hatten wir, halb ahnungsvoll, halb unversehens, links liegen lassen.

Das Versäumte wurde, Gott weiß es, auf dem Rückwege nachgeholt. Zehn Autos mit Würdenträgern von Stadt und Land, mit Presse-, Rundfunk- und Kurbelbildleuten eskortierten unseren Wagen, der auf Schritt und Tritt mit Blumen überfüllt, mit Guirlanden behängt wurde, sodaß wir ihn, da der Fahrer nichts mehr sah, von Zeit zu Zeit, zwischen den Städtchen und Ortschaften, auf den Wiesenrand auszuleeren und von Behängen zu befreien hatten. Fahnen, Spruchbänder quer über den Straßen, ausgerückte Stadtmusiken, die bliesen, Bürgermeister und Lehrer mit Schulklassen und Ehrentrunken, Sprechchöre: «Wir grüßen unseren usw.» — ich ließ es alles bei gesunder Vernunft über mich ergehen und fand nur manchmal, daß die äußeren Formen der Volksdemokratie eine fatale Ähnlichkeit aufweisen mit der Regie des Hitlerstaates. Man darf aber nicht vergessen, daß das unaufhörlich gesungene internationale Jugendlied ein *Friedenslied* ist, mit dem Refrain: «Freundschaft siegt.» In Eisenach hatte zur Begrüßung, sein goldenes Kreuz auf der Brust, auch der Landesbischof sich eingefunden, zum Dank für jene Stiftung. Er hielt bei Tische eine erstaunlich gescheite Rede über die Pädagogik des «Zauberbergs» und begleitete uns zu einem Aussichtspunkt, wo die Wartburg auf ihrem bewaldeten Hügel, wie eine Tannhäuser-Dekoration, sich den Blicken darbot. Papst Pius,

erzählte er, habe als Nuntius Pacelli bei diesem Anblick einst zu ihm, dem Lutheraner, gesagt: «Das ist eine gesegnete Burg!»

Auch Erfurt und seine prachtvolle Kathedrale sahen wir wieder, bevor wir, unser Cortege zurücklassend, die Zonengrenze wieder kreuzten. Der Krieg hat einige architektonische Herrlichkeiten und Denkmäler altstädtischer Würde ausgespart in Deutschland. Aber nie vergesse ich, wie uns im hoffnungslos ruinierten Nürnberg der alte Museumsdirektor auf die Burg führte, damit wir den Blick auf die Stadt genössen. «Der Turm, der Brunnen dort», sagte er mit zitternder Stimme, «sehen Sie nur, sie stehen noch. Die Stätten des Dürer-, des Pirkheimerhauses, die sind doch erkennbar, nicht wahr? Die Handschrift ist es doch noch, gewissermaßen ist es doch alles noch da . . .» Nichts war mehr da, aber er beredete sich, es noch zu sehen. Es war zum Weinen.